

«Die Schule muss sich gegen die Beschleunigung der Gesellschaft stellen»

Wie wird sich die Gesellschaft bis in zwanzig Jahren entwickeln und wie wird sich dies auf die Schulen auswirken? Der Zukunftsforscher Georges T. Roos über Feminisierung, eine alternde Bevölkerung und schnelles Wissen.

Interview: Yvonne Leibundgut und Jacqueline Olivier Fotos: Georg Anderhub



«Ein wichtiger Schwerpunkt in der Schule wird auch das Erlernen der Selbstkompetenz sein», sagt der studierte Pädagoge und Zukunftsforscher.

Sie beschäftigen sich von Berufs wegen mit der Zukunft. Können Sie uns sagen, wie die Schule in zwanzig Jahren aussehen wird?

Georges T. Roos: Es gibt verschiedene Trends, die wir beobachten können und von denen wir in der Zukunftsforschung ausgehen, dass sie einen entscheidenden Einfluss auf die Gesellschaft und damit auch auf die Schulen haben werden. Generell wird vieles künftig unberechenbarer sein: Davon bleiben auch Familien- und Wohnformen nicht unberührt. Auch die Situation auf dem Arbeitsmarkt wird ungewisser sein. Kommt hinzu, dass sich die Gesellschaft extrem beschleunigen wird. Diese Veränderungen werden die Schulen in verschiedener Hinsicht beeinflussen. Die Kinder werden tendenziell weniger stabile Familienverhältnisse haben als heute, das Wissen verändert sich rasend. Die Schule muss also ein Ort der Sicherheit und Verlässlichkeit sein.

Wenn die Schule ein Ort der Sicherheit sein soll, heisst das auch, dass der Druck und die Erwartungen an die Schule steigen?

Davon kann man ausgehen. Nicht nur, weil sich eben die Gesellschaft schnell verändert, sondern auch aufgrund der demografischen Entwicklung: Man geht davon aus, dass in der Schweiz in zwanzig Jahren 25 Prozent weniger junge Leute unter 19 Jahren leben als heute und die Gruppe der über 65-Jährigen um 75 Prozent zunehmen wird. Das ist eine massive demografische Verschiebung, die auch Auswirkungen auf die Schule hat. Es wird weniger Schülerinnen und Schüler geben, auch wenn die Geburtenrate in den letzten Jahren leicht angestiegen ist. Kinder und Jugendliche werden ein «rares Gut» in der Gesellschaft sein und deshalb auch an gesellschaftlichem Wert gewinnen. Dies wird wiederum den Druck auf die Schule erhöhen, den jungen Menschen die bestmögliche Ausbildung zukommen zu lassen.

Sie haben gesagt, dass sich die Gesellschaft stark verändern werde. Wie kann die Schule mit diesem Tempo mithalten?

Die Schule muss nicht mithalten können. Im Gegenteil: Die Schule darf langsamer sein als die gesellschaftliche Entwicklung. Es ist zum Vorteil aller, wenn dies so ist. Wenn sich etwas langsamer entwickelt, dann wird es für alle verlässlicher und besser lesbar. Das ist vertrauensbildend. Die Schule muss nicht in dem Hamsterrad mitrennen, in dem sich immer alles schneller dreht. Eine wichtige Funktion von Schule ist ja, dass man sich als Gesellschaft auf sie verlassen kann.

Zur Person Georges T. Roos studierte Pädagogik, Publizistik und Psychologie an der Universität Zürich, arbeitete später als Journalist und war Mitglied der Geschäftsleitung des Gottlieb-Duttweiler-Instituts (GDI). 2000 gründete Roos sein eigenes Institut, ROOS Büro für Kulturelle Innovation. Schwerpunkt ist die strategische Zukunftsberatung von Unternehmungen und Organisationen.

Die Mobilität der Menschen hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. Kann man nicht davon ausgehen, dass mehr Menschen in die Schweiz und damit in die Schulen kommen werden?

Die Mobilität der Menschen wird noch zunehmen. Bei der Migration gehen wir davon aus, dass in zwanzig Jahren die Migrantinnen und Migranten, die in die Schweiz kommen, besser ausgebildet sind als der Durchschnitt der Schweizerinnen und Schweizer. In der Deutschschweiz werden die grossen Zuwandererströme wohl weiterhin aus Deutsch-

«Eine wichtige Funktion von Schule ist ja, dass man sich als Gesellschaft auf sie verlassen kann.»

land und Österreich kommen. Dies wird die Diskussion über die Integration von Ausländerinnen und Ausländern in der Schule verändern. Allgemein geht man davon aus, dass die jungen Menschen in zwanzig Jahren besser ausgebildet sind.

Was heisst das konkret?

Wir rechnen damit, dass bis ins Jahr 2030 rund die Hälfte der Bevölkerung einen Tertiärabschluss hat. Die Bildungsszenarien des Bundesamtes für Statistik sagen, dass schon in wenigen Jahren die abgeschlossenen Berufslehren als höchster Bildungsstand nicht mehr überwiegen, sondern mit den Tertiärabschlüssen etwa gleichauf sein werden. Diese Entwicklung dürfte sich fortsetzen.

Wird es in Zukunft noch Arbeit geben für die lernschwachen Schülerinnen und Schüler?

Ja, absolut. Das Bildungsniveau steigt in den nächsten zwanzig Jahren, aber es wird genug Arbeiten geben für Leute, die sich schulisch nicht gut qualifizieren können. Zum Beispiel werden aufgrund der demografischen Entwicklung die persönlichen Dienstleistungen zunehmen. Das Problem der lernschwachen Schülerinnen und Schüler liegt an einem ganz anderen Ort: Die Schwierigkeit wird sein, ob diese Leute Jobs finden, die für die Finanzierung eines Lebens ausreichen, oder ob sich das Problem der Working Poors noch verschärfen wird.

Wie kann die Schule junge Menschen auf eine Gesellschaft vorbereiten, in der das Wissen von gestern heute schon wieder veraltet ist?

Wichtig wird werden, dass die Schulen den Kindern und Jugendlichen beibringt, wie man lernt und wie man auch wieder «entlernt», also sich immer wieder neu orientiert und nicht am einmal Gelernten festhält. Es wird um Fragen von Methodik gehen, der Umgang mit Informationen wird wichtiger werden als reines Sachwissen. Ganz wichtig wird in der Schule auch das Erlernen der Selbstkompetenz werden: In einer Welt, in der sich alles so schnell verändert, wird es anspruchsvoller werden, zu erkennen: Was will ich, wer bin ich, was kann ich, wie gehe ich damit um? ▶



Werden die klassischen Schulfächer wie Rechnen, Schreiben, Lesen nicht mehr so wichtig sein?

Doch, denn diese Fähigkeiten schaffen ja die Voraussetzung, um sich orientieren und informieren zu können.

Wenn die Gesellschaft noch schneller ist als heute, was heisst das für die Familienformen, in denen die Kinder aufwachsen?

Die klassische Familie erhält Konkurrenz von unterschiedlichsten Formen des Zusammenlebens. Kommt hinzu, dass die Frauen in der Wirtschaft stärker gebraucht werden als heute. Beide Entwicklungen haben zur Folge, dass die Kinder und Jugendlichen noch mehr als heute eine ganztägige Betreuung brauchen. Ich gehe davon aus, dass ausserschulische Betreuungsangebote wie Krippen und Horte mit den Schulen zusammenwachsen. Die Kinder werden nicht mehr zwischen Hort und Schule hin- und herpendeln, weil das pädagogisch wenig sinnvoll ist und organisatorisch einen grossen Aufwand bedeutet. Die Schule wird Lern- und Betreuungsort aller Kinder sein.

Ein grosses Thema heute in den Schulen ist die Feminisierung. Man spricht davon, dass die Mädchen die Muster-schülerinnen sind, die Buben sind in den letzten Jahrzehnten ins Hintertreffen geraten. Wird dieser Trend noch zunehmen?

Das ist sicher ein grosses Thema, das nicht nur die Schule, sondern die ganze Gesellschaft beschäftigen wird. Es findet heute eine Feminisierung statt. Das klingt zwar grotesk, wenn man den Anteil der Frauen in Führungspositionen betrachtet. Aber in der Mikrosoziologie ist die feminine Weltsicht heute schon dominierend. Für die Buben und Männer der heutigen Zeit ist es ziemlich schwierig, viele von ihnen sind orientierungslos, denn es fehlt an positiven Vorbildern. Diese Entwicklung wird in den nächsten Jahren zunehmen und es wird zu einer Emanzipationsbewegung der Männer führen, die auch eine Diskussion über die Schulbildung beinhalten wird.

Zugenommen haben in den letzten Jahren auch die Studien über die Effizienz eines Bildungssystems. Die PISA-Untersuchungen haben die Diskussion über die Bildung massgeblich verändert.

«Die Kinder werden nicht mehr zwischen Hort und Schule hin- und herpendeln, weil das pädagogisch wenig sinnvoll ist und einen grossen Aufwand bedeutet.»

Die PISA-Untersuchungen sind erst die Vorboten von dem, was auf uns zukommt. Man wird zunehmend versuchen, wissenschaftlich zu belegen, wo die Bildung effizient ist und wo nicht. Zudem gewinnt die Hirnforschung immer mehr an Bedeutung. Sie ist bereits heute sehr populär. Die Erkenntnisse, die wir in den nächsten Jahren in der Hirnforschung erhalten werden, werden die Schule stark beeinflussen. Trotz all diesen Einflüssen wird eines gleich bleiben: Das Verhältnis von den Lehrpersonen zu den Schülerinnen und Schülern wird auch in Zukunft ganz entscheidend sein. Das pädagogische Verhältnis ist eine Mensch-zu-Mensch-Beziehung, die ganz zentral bleibt und die man nicht delegieren kann.

Doch braucht der Lehrer vielleicht nicht mehr im gleichen Klassenzimmer zu sitzen, dank der elektronischen Entwicklung könnten die Kinder auch von zu Hause aus lernen.

Die Schule wird als Ort nicht verschwinden. Eine solche Entwicklung hat man ja auch immer für die Berufswelt vorausgesagt, und es ist nicht eingetroffen. Das, was die Kinder untereinander und in der Beziehung zum Pädagogen, zur Pädagogin lernen, kann nicht ersetzt werden durch Computer. Deshalb wird die Schule auch künftig wichtiger Lernort bleiben und das pädagogische Verhältnis eine wichtige Voraussetzung des Lernprozesses. Aber selbstverständlich nimmt die Virtualisierung zu. Das führt wahrscheinlich dazu, dass die Schultheke überflüssig werden. ○

So sieht die Schule 2031 aus

Expertinnen und Experten haben in die Zukunft geblickt und die künftigen Herausforderungen für die Bildung skizziert. Entstanden sind neun unterschiedliche Visionen.

«Bei diesen hohen Ansprüchen an die Schule wird es kaum mehr möglich sein, die Integration aller Schülerinnen und Schüler zu realisieren.»

Jürg Maag, Sekundarlehrer



Der Generationenwechsel bei den Lehrpersonen hat stattgefunden: 2031 stehen junge, dynamische Lehrerinnen und Lehrer in den Klassenzimmern, die mit Computern arbeiten und deren Unterricht von den elektronischen Medien geprägt ist.

Eine elektronische Wandtafel und ein Beamer für Power-Point-Präsentationen gehören zur Minimalausrüstung eines Klassenzimmers. Diese sind grösser als heute, es gibt breite Arbeitsplätze für die Schülerinnen und Schüler, Lernnischen und Gruppenräume. Die Lehrerinnen und Lehrer beziehen ihr Unterrichtsmaterial bei einer Bildungszentrale. Das Material ist aufbereitet und auf den kompetenzorientierten Lehrplan abgestimmt.

Schüler und Schülerinnen haben ab der 3. Klasse der Primarschule ein eigenes Notebook mit Internetanschluss. Das Tastaturschreiben ist ein fester Bestandteil der 3. Primarklasse und muss bis zum Ende der Primarschulzeit mit einem anerkannten Diplom abgeschlossen werden. Schülerinnen und Schüler nehmen das Notebook nach Hause, lösen darauf ihre Aufgaben und schicken die Arbeiten so der Lehrperson zur Überprüfung. Prüfungen werden direkt auf dem Laptop geschrieben und an die Lehrperson zur Korrektur übermittelt.

Da die Wirtschaft dringend genügend qualifizierte Fachkräfte braucht, wird der Druck auf die Schule gross sein. Die Zweisprachigkeit Englisch/Deutsch wird von vielen Schulabgängerinnen und Schulabgängern erwartet. Die Schülerinnen und Schüler werden konsequent mit 4 Jahren (Kindergartenstufe) professionell gefördert, um die kognitiven Fertigkeiten zu entwickeln, damit alle begabten Kinder einen Hochschulabschluss machen können. Bei diesen hohen Ansprüchen an die Schule wird es kaum mehr möglich sein, die Integration aller Schülerinnen und Schüler zu realisieren. Leistungsstarke und leistungsschwache Kinder werden in den kognitiven Fächern weitgehend getrennt unterrichtet werden. In speziellen Angeboten der musischen Fächer sollen aber die Schülerinnen und Schüler gemeinsam lernen. Die Schulen müssen minimale Integration umsetzen.

Die Politik hat nun eingesehen, dass nur mit viel grösseren finanziellen Ressourcen eine optimale Schulung der Jugend möglich ist und dass nur gute Lehrpersonen eine nachhaltige Bildung der heranwachsenden Generation garantieren, damit die Wettbewerbsfähigkeit und der Wohlstand unseres Landes erhalten bleiben. Lehrpersonen werden in 20 Jahren auf Händen getragen und für die Bildung wird deutlich mehr Geld ausgegeben.

Jürg Maag ist Präsident der Lehrpersonenkonferenz der Volksschule (LKV).

«Kinder aus dem Ausland dürften vermehrt die guten Schülerinnen und Schüler in der Klasse sein.»

Heidi Stutz, Sozialökonomin und Wirtschaftshistorikerin



Mit der neuen Zuwanderung von Hochqualifizierten, die Thema unserer Studie «Immigration 2030 – Szenarien für die Zürcher Wirtschaft und Gesellschaft» ist, kommen beruflich eingespannte und selbstbewusste Elternpaare in die Schweiz. Dass

Schulen Tages- und Ferienbetreuung anbieten, ist in ihren Herkunftsländern eine Selbstverständlichkeit. Insbesondere die vielen Deutschen unter ihnen werden ihre Kinder in die Volksschule schicken, wenn die Betreuung gegeben ist. Privatschulen ziehen vor allem englischsprachige Eltern vor, die nur einen Karriereschritt hier absolvieren und vorhaben, dann weiterzuziehen. Sicher aber werden all diese Eltern durch ihre internationale Ausrichtung mehr Wert auf Englisch- als auf Französischunterricht legen.

Kinder aus dem Ausland dürften vermehrt die guten Schülerinnen und Schüler in der Klasse sein, dies insbesondere in den statushohen Gemeinden, zum Beispiel in den Zentrumsstädten und rings um den Zürichsee, wo die überschichtende Immigration weiter boomen wird. Ihre Eltern hätten das Potenzial, sich in der Gemeinde und insbesondere auch in der Schulpflege zu engagieren, wo dies trotz ausländischer Nationalität zugelassen wird. In den weniger attraktiven Agglomerationsgemeinden, zum Beispiel in Zürich Nord oder dem Limmattal, werden aber weiterhin auch Kinder aus weniger gehobenen Migrationsfamilien mit mehr Integrationsproblemen leben. ▶

Die neue Zuwanderung hängt eng mit akutem Fachkräftemangel zusammen, der insbesondere auch in den technischen Berufen besteht. Vielleicht setzt sich bis 2031 ja die Einsicht durch, dass die Schule auch gefordert wäre, hier Gegensteuer zu geben. Vielleicht gibt es dann an einem führenden Hightech-Wirtschaftsstandort endlich das Schulfach «Technik» ab der Primarschule?

Heidi Stutz ist Mitautorin der soeben erschienenen Studie «Immigration 2030 – Szenarien für die Zürcher Wirtschaft und Gesellschaft» und arbeitet im Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien (BASS) in Bern.

«Statt der früheren «Häppchenvermittlung» besteht der Unterricht zu rund zwei Dritteln aus fächerübergreifender Projektarbeit.»

Mario Leimbacher, Gymnasiallehrer



An den Gymnasien ist im Jahr 2031 die einstige Autonomie und Isolation der Fächer sowie der Lehrpersonen aufgehoben. Nur dort, wo es für die Vermittlung von Fachkompetenzen sinnvoll ist, wird noch in einzelnen Lektionen unterrichtet. Statt der früheren «Häppchenvermittlung» im 45-Minuten-Rhythmus besteht der Unterricht zu rund zwei Dritteln aus fächerübergreifender Projektarbeit. Dabei werden Projekte von mehreren Fachschaften so entwickelt, dass die Vernetzung und die Zusammenhänge der involvierten Fächer verständlich und praktikierbar sind. Das Fachwissen für die jeweiligen Projekte wird zu einem grossen Teil von den Studierenden selbstständig erarbeitet: In Teamarbeit durch den Austausch in der Gruppe und den Input der Lehrperson, einzeln in selbstständiger Recherchierarbeit aufgrund von Aufträgen oder in grösseren Gruppen im Sinne von Vorlesungen und Themeneinführungen durch die Lehrpersonen.

Für die Lehrpersonen besteht die Hauptarbeit einerseits in der gemeinsamen Vorbereitung von Unterrichtsprojekten und andererseits im Einführen und Betreuen dieser Projekte. Dies findet in unterschiedlichen Formen statt: Einführungen und Referate mehrheitlich in grossen Gruppen von 50 und mehr Studierenden (Frontalunterricht), Betreuungen vorwiegend in kleinen Gruppen, Teams und Einzelgesprächen. Die Auswertung wird je nach Aufgabe und Projekt im Projektteam oder einzeln vorgenommen.

Mit dieser Arbeitsform ist der frühere Klassenverband durch mehrere, untereinander vernetzte und von wenigen Lehrpersonen intensiver betreuten Schülergruppen abgelöst worden. Entsprechend stehen auch die Lehrpersonen nicht mehr jederzeit mit allen Schülerinnen und Schülern in Verbindung, sondern jeweils über einen längeren Zeitraum, in dem an höchstens zwei Projekten gleichzeitig gearbeitet wird, mit den entsprechenden Schüler- und den zuständigen Betreuungsteams.

Die Projektschule erfüllt folgende Ziele: Durch Transparenz und Einbezug der Schülerinnen und Schüler in den Betrieb und die Projektplanung fordert und fördert die

Schule als Ganzes Identifikation mit der Schule als Ort des Lernens und der Begegnung. Das projektspezifische, selbstständige Erarbeiten von Fachwissen sowie die Vermittlung von Fachwissen in Referaten und das gemeinsame Verarbeiten des Vermittelten schaffen eine sachbezogene gemeinsame Wissensbasis. Die Teamarbeit an einem Projekt über längere Zeit und mit klaren Arbeitsteilungen und Aufträgen fordert Gesprächskultur und fördert Verantwortung und Einsatz sowie eine auf das Studium und die praktische Tätigkeit bezogene Sinngebung.

Unter Allgemeinbildung, wie sie das Gymnasium vermitteln soll, versteht man im Jahr 2031 an exemplarischen Beispielen erarbeitete Wissenschaftsfähigkeit, hohe Methodenkompetenz und kulturelle Offenheit.

Mario Leimbacher unterrichtet Bildnerisches Gestalten an der Kantonsschule Enge, Zürich. In den vergangenen Jahren war er Mitglied eines informellen Kreises von Lehrpersonen, die Ideen einer neuer Schulform diskutierten. Das hier vorgestellte Modell entspricht den Visionen dieser Gruppe.

«Mittelschule und Berufslehre sind gleichwertige Ausbildungen geworden.»

Emil Wettstein, Publizist und Projektleiter

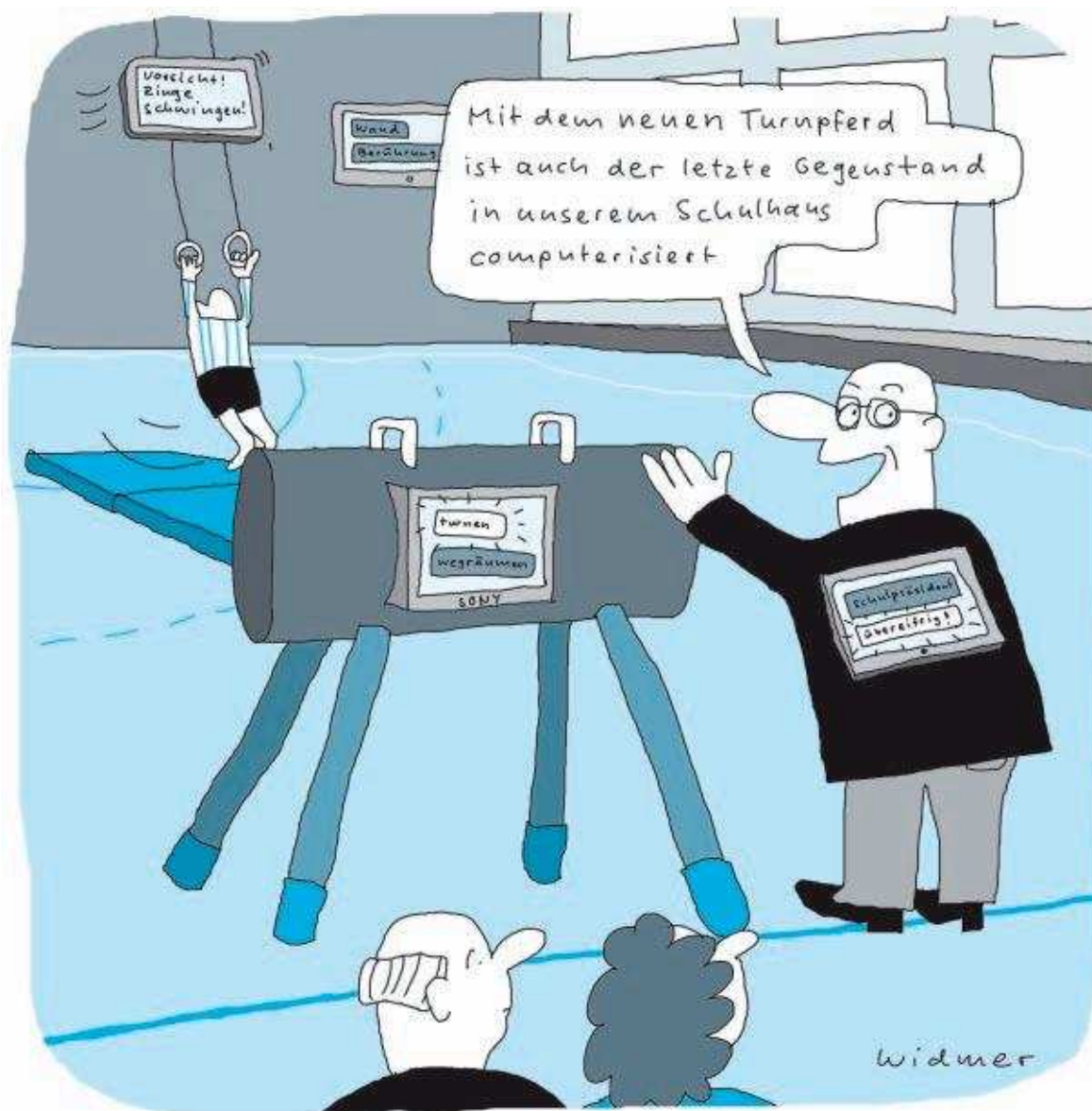


Ich wünsche mir, dass in 20 Jahren die beiden Bildungswege der Sekundarstufe 2 gleichwertig sind, also der Weg über die Mittelschule und derjenige über die Berufslehre.

Eigentlich sind sie es schon heute: Seit 2005 wurde die «Passerellen-Prüfung» eingeführt, die Personen mit Berufslehre und Berufsmaturität den Zugang zu den universitären Hochschulen öffnet, ergänzend zu den Fachhochschulen und der höheren Berufsbildung. Man hört aber immer noch den Rat: «Wenn deine Schulleistungen gut genug sind – dann geh ins Gymnasium, das öffnet dir alle Wege.» Die Berufslehre ist zweite Wahl, bestimmt für Jugendliche, die nicht das Rüstzeug für einen Mittelschulbesuch haben.

Dieser Ratschlag übersieht die Entwicklung der letzten Jahre: Einerseits sind heute manche Berufslehren ebenso anspruchsvoll wie die Mittelschulen, und andererseits öffnen sie ebenso viele Türen. Die Öffnung ist im Übrigen gegenseitig: Wer die Mittelschule erfolgreich absolviert hat, kann nach einer Praxistätigkeit in die Fachhochschule eintreten.

Ich hoffe, dass sich in den kommenden Jahren die Einsicht durchsetzt, dass es beim Entscheid zwischen Mittelschule und Berufslehre auf die Motivation der Jugendlichen ankommt. Einfach gesagt: In den Mittelschulen, insbesondere in den Gymnasien, erfolgt Bildung anhand der Auseinandersetzung mit Kulturgütern, in der Berufslehre geschieht sie in der Bearbeitung praktischer Probleme. Der eine Weg richtet sich an Jugendliche, die sich vorstellen können, noch etwas länger die Schule zu besuchen, der andere an solche, die fürs Erste genug von Schule haben und vorerst andere Herausforderungen erleben möchten.



Die Tatsache, dass heute beide Wege «nach oben» offen sind, ermöglicht Jugendlichen eine echte Wahl. Dies hat Vorteile für die Mittelschulen, die nicht mehr von Jugendlichen frequentiert werden, die an Zielen und Gegenständen des Unterrichts wenig interessiert sind. Lehrbetriebe profitieren, weil sie auch ihre anspruchsvollen Lehrstellen wieder besetzen können. Vorteile haben vor allem die Jugendlichen selbst, weil sie einen ihrer Motivation entsprechenden Weg wählen können und so mit mehr Spass und Erfolg lernen.

Ich hoffe, dass die neue Situation in 20 Jahren beim Entscheid zwischen Mittelschule und Berufslehre berücksichtigt wird, bin aber keineswegs überzeugt davon, denn 20 Jahre sind eine kurze Zeit, wenn es um Bildung geht, vor allem um die Bildung der eigenen Kinder.

Emil Wettstein war Lehrer und Ingenieur und hat unter anderem die erste Deutschschweizer Technikerschule (ABB) aufgebaut.

«Da die Jugendlichen dank dem Lehrplan 21 an zentralen Bildungsstandards gemessen werden, ist ihre Leistung für die Arbeitgeber besser einzuschätzen.»

Hans-Ulrich Bigler, Schweizerischer Gewerbeverband



Junge Männer und Frauen, die auf den Arbeitsmarkt kommen, müssen in 20 Jahren noch dieselbe Fachkompetenz mitbringen wie heute: Lesen, Schreiben, Rechnen. Auch die Sozialkompetenz wird nach wie vor gefragt sein, die jungen Mannen und Frauen

müssen also pünktlich und höflich sein. Anzunehmen ist, dass der Arbeitsmarkt sich so entwickelt, dass von den Schulabgängerinnen und Schulabgängern mehr erwartet wird als heute. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, muss die Berufsausbildung gestärkt werden. Die Jugendlichen werden 2031 dort Lehrstellen erhalten, wo der ▶

Markt Fachkräfte braucht, und die duale Berufsbildung wird deshalb das Erfolgsrezept der Schweizer Wirtschaft bleiben. Wir werden junge Menschen ausbilden, die im Arbeitsmarkt gefragt sind. Deshalb wird die Jugendarbeitslosigkeit wie auch heute schon tiefer sein als in den anderen Ländern, die vermehrt auf eine schulische Ausbildung setzen. Da die Jugendlichen in 20 Jahren dank dem Lehrplan 21 an zentralen Bildungsstandards gemessen werden, ist es für die Arbeitgeber besser einzuschätzen, mit welchen Fähigkeiten die jungen Frauen und Männer in die Lehre kommen. Dank dieser Vergleichbarkeit wird es bei der Vergabe von Lehrstellen zu weniger Diskriminierungen kommen. Was zählt, ist die Leistung und nicht, ob jemand vom Zürichberg kommt oder aus Dietikon.

Die Fachhochschulen werden an Bedeutung für die Berufsausbildung gewinnen und eine Art Königsweg der Ausbildung sein. Bereits heute sind nach dem Abschluss der Ausbildung 30 Prozent der Fachhochschüler in einer führenden Position, aber lediglich 16 Prozent der Abgängerinnen und Abgänger der Universitäten. Diese Entwicklung wird sich in den nächsten 20 Jahren noch verstärken.

Hans-Ulrich Bigler ist seit 2008 Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes.

«Die Bevölkerung der Schweiz hat es schätzen gelernt, das sie durchmischt ist.»

Caroline Boller, DAZ-Lehrerin



Wie sieht die Schule im Jahr 2031 aus? Zwei unterschiedliche Versionen sind möglich.

Zum einen: Die Schere zwischen Begüterten und Armen hat sich auch in der Schweiz seit dem Jahr 2010 weiter geöffnet. Wer es sich leisten kann, schickt seine Kinder an eine Privatschule, und zwar staatlich teilfinanziert mit einem Bildungsgutschein. Die Volksschule erhält für ihren Auftrag immer weniger Geld und muss alle schwierigen Konstellationen und Anforderungen meistern, während die privaten Bildungsinstitute ihre Schülerinnen und Schüler auswählen. In der Volksschule ist der Anteil mehrsprachiger Kinder so hoch, dass es keinen DaZ-Unterricht mehr braucht, sagen die Entscheidungsträger. Das Bildungsniveau ist so niedrig, dass alle mehr oder weniger verständlich Deutsch sprechen. Mehr wird von Volksschülern gar nicht erwartet.

Zum anderen: Die Bevölkerung der Schweiz hat es schätzen gelernt, dass sie durchmischt ist. In jeder Familie gibt es Schwager afrikanischer Herkunft, kosovarische Nichten, asiatische Schwiegertöchter, lateinamerikanische Freundinnen, schwedische Freunde. Gleichzeitig ist es üblich geworden, dass viele Menschen einen Teil ihrer Lebenszeit als Sozialzeit ansehen und für diese Arbeit auch entlohnt werden. Es gibt eine befriedigende, allgemein anerkannte Alternative zur Arbeitslosigkeit der Jahre 2000–2010. Zum Beispiel bietet jemand Menschen, die hier noch nicht heimisch sind, Kontakt an. Die Brückensprache

ist Hochdeutsch. Gemeinsame Unternehmungen, Essen und Zusammensein sind ganz selbstverständlich. So lernen mehrsprachige Kinder schnell Deutsch. Im DaZ-Unterricht üben sie nur noch das Leseverstehen und den schriftlichen Ausdruck auf Hochdeutsch.

Für den Vorstand VZL DaZ: Caroline Boller, zertifizierte DaZ-Lehrerin. Fünf Vorstandsmitglieder des Vereins Zürcher Lehrpersonen für Deutsch als Zweitsprache (VZL DaZ) haben sich über Visionen zur Schule und zum DaZ-Unterricht im Jahr 2031 unterhalten. Zwei unterschiedliche Visionen haben sich herauskristallisiert.

«Die Politik gibt der Schule einen Leistungsauftrag, und zwar in einer verständlichen, prägnanten Auftragsprache.»

Anton Strittmatter, Dachverband der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer



2031 werden weder Luftschlösser gebaut noch wird gejammert, sondern es herrscht endlich das NPM, welche die Politiker und die Lehrerschaft um die Jahrtausendwende herum nie begriffen hatten: Die Politik gibt der Schule einen Leistungsauftrag, und zwar in einer verständlichen, prägnanten Auftragsprache. Die Profession, die Leistungserbringer vor Ort (und nicht die Gehilfen in den Vorzimmern der Auftraggeber) rechnen den Tarif aus, zu dem dieser Auftrag nach den geltenden Regeln der Kunst und beim aktuellen Mix in den Klassen zu erfüllen ist. Ist das der Politik zu teuer, macht sie entweder mehr Ressourcen locker oder streicht den Auftrag so zusammen, dass er ins Portemonnaie passt. Umgekehrt tut der Leistungserbringer (die Lehrerinnen und Lehrer vor allem) das, was man «state of the art» von ihm verlangen kann, nimmt aber niemals ungenügend ressourceierte Aufträge entgegen. Es wird nicht mehr gewurstelt, sondern in stimmigen Auftrags-Ressourcen-Verhältnissen drin gearbeitet.

Genauso wird Führung als Vertragssache sowohl im Unterricht als auch in der Schulleitung behandelt. Es ist unter den Schulpartnern (Lehrpersonen, Kindern, Eltern, Schulleitung, Aufsicht) klar, wer wem was schuldet. Man arbeitet mit gegenseitigen (!) Verpflichtungen zur Ausrichtung am Auftrag (Lehrplan), zur Anstrengungsbereitschaft, zum Geben und Nehmen von Feedback, zur Loyalität gegenüber Regeln und zum Angehen und Beheben und Konflikten. Und wenn die eine Seite ihre Pflichten nicht einlöst, nimmt die andere Seite den schwarzen Peter nicht einfach jammernd zu sich, sondern mahnt das Gegenüber in die Pflicht oder gibt den Auftrag als so nicht erfüllbar zurück.

So einfach wird das. Und alle fühlen sich dabei gesund, zufrieden und wirksam. Und gemeinsam freuen wir uns an den Spitzenresultaten, welche diese Schule produziert.

Anton Strittmatter ist Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle des Dachverbandes der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH).



«Die Schule fördert Neugierde und Exzellenz sowie einen kritischen Geist.»

Katharina Maag Merki, Bildungswissenschaftlerin

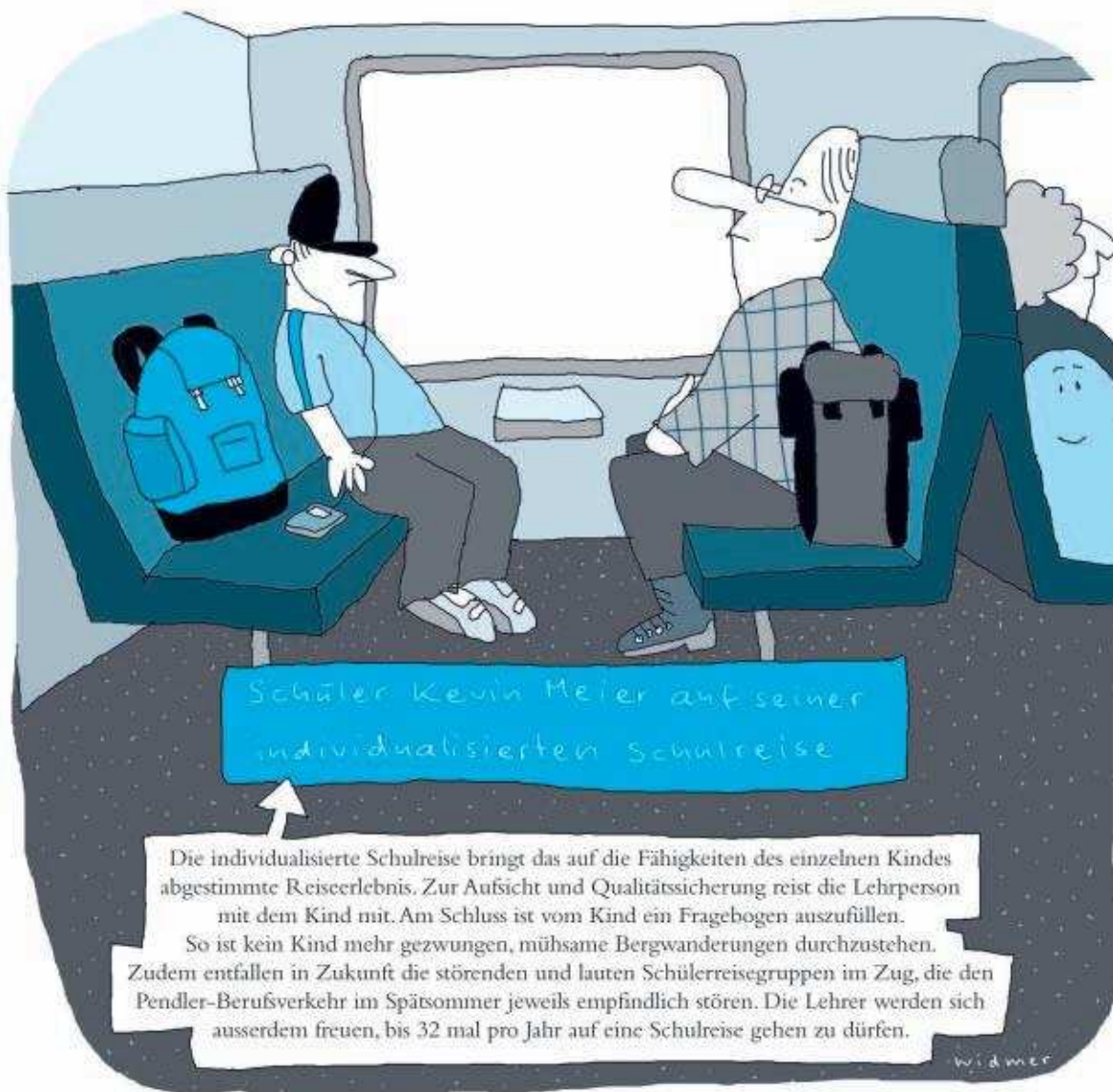


Schulen sind Lernorte für Schülerinnen und Schüler, aber auch für Lehrpersonen. Sie bieten die Gelegenheit, sich mit der Welt und mit sich selber auseinanderzusetzen, Dinge zu verstehen und Herausforderungen zu meistern. Die Schule der Zukunft

verfügt über keine starren Bildungsgänge, die bereits früh die Schullaufbahn der Schülerinnen und Schüler prägen. Vielmehr ermöglicht sie den Schülerinnen und Schülern, unterstützt durch die Lehrpersonen und entsprechend ihren Fähigkeiten, Bildungsziele zu erreichen, ohne dass sie in ihren Entwicklungen eingeschränkt werden. Schule garantiert das Erreichen von Basiskompetenzen unabhängig vom familiären oder sozialen Hintergrund der Kinder. Zu-

dem fördert sie Neugierde und Exzellenz sowie einen kritischen Geist. Dabei orientieren sich die Lehrpersonen an Standards, die eine gerechte Beurteilung der Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler ermöglichen. Diese Beurteilung steht in erster Linie im Zeichen der Förderung von Kompetenzen. Lehrpersonen arbeiten in dieser Schule systematisch und kontinuierlich zusammen, mit anderen Lehrpersonen, mit externen Fachpersonen und mit Eltern. Im Zentrum steht die Frage, wie das Lernangebot für die Schülerinnen und Schüler verbessert werden kann. Die Herausforderung wird sein, eine Balance zu finden zwischen Standardisierung und Offenheit, Autonomie und Abhängigkeit, Strukturen und Flexibilität. Die konkreten Lösungen müssen sich an den Lernentwicklungen der Schülerinnen und Schüler messen.

Katharina Maag Merki ist Professorin für Theorie und Empirischulischer Bildungsprozesse an der Universität Zürich. ▶



«Eltern mit Erfahrung in der Elternmitwirkung sind gefragte Mitarbeitende.»

Maya Mulle, Organisationsberaterin



Benno, der Schulleiter, Branka, die Präsidentin des Elternrates, sowie Lisa und Tom, die beiden Delegierten des Schülerparlaments, planen die Aktivitäten des Elternrates für das neue Schuljahr. Nach 25 mehr oder weniger erfolgreichen Jahren blicken

sie zurück. Die damalige Schulpflege hatte dem Elternrat beim Start ein Album geschenkt, verbunden mit dem Wunsch, dass alle Projekte dokumentiert werden. Hier ist nun die ganze Entwicklung nachzulesen: kaum zu glauben, dass Elternmitwirkung anfänglich aus Kaffeekochen und Kuchenbacken bestanden haben soll. Vor 15 Jahren wollte man den Elternrat sogar auflösen, weil kein Vorstand gefunden werden konnte. Unterdessen ist dieses Amt sehr begehrt. Die Mitglieder schätzen die anspruchsvollen Weiterbildungen und den Austausch auf kantonaler Ebene. Auf

dem Arbeitsmarkt sind Eltern mit Erfahrung in der Elternmitwirkung gefragte Mitarbeitende. Eltern mit Migrationshintergrund nutzen das Engagement als Sprungbrett in eine berufliche Karriere. Alle staunen, dass es erst 10 Jahre her sein soll, seit der Elternrat in die Jahresplanung der Schule einbezogen wird. Hat der jährliche Austausch der Elterndelegierten mit der Lehrerschaft doch viel dazu beigetragen, dass die Schule weit über die Gemeindegrenze hinaus bekannt geworden ist für ihr Lernkonzept, das Betreuungsangebot und die lernfreundliche Raumgestaltung. Dies alles wäre ohne den Elternrat, ohne die vielfältigen Kontakte der Eltern kaum möglich gewesen. Heute ist der Elternrat nicht wegzudenken aus einer Schule. Wenn Benno, Branka, Lisa und Tom für ihre Schule planen, dann meinen sie ihre Schule mit allen Beteiligten, inklusive der Eltern. Sie sind sich rasch einig, dass es im neuen Schuljahr ein Fest für die Eltern geben soll, mit dem die viele freiwillige und ehrenamtliche Arbeit verdankt werden soll.

Maya Mulle hat die Fachstelle Elternmitwirkung aufgebaut und leitet diese. ○